

Ursula Bernauer

Was bringt uns auf den Weg?

Der Archetyp des Pilgers

Ursula Bernauer, Dr. phil., Soziologin, Analytische Psychotherapeutin in eigener Praxis, Dozentin am C. G. Jung-Institut Zürich. Kontakt: ursula.bernauer@t-online.de
Vortrag im Freiburger Forum für Analytische Psychologie, 21.9.2012

Inhalt

Pilgern – ein kurzer Blick auf die Kulturgeschichte des Pilgers.....	3
Der Aufbruch – oder: Die längste Reise beginnt mit dem ersten Schritt	5
Weg wird Weg im Gehen	6
Ankommen , um wieder aufzubrechen.....	8
Rückkehr.....	8
Pilgern und Individuationsprozess	9
Die beiden Alten auf der Wallfahrt nach Jerusalem (Leo Tolstoi)	10

Herzlich willkommen zum heutigen Abend, der mit Ihnen nachdenken möchte über den Archetyp des Pilgers. Gewiss ist der Pilger besonders erfahren und kundig, wenn es um das Thema „Lebenswege“ geht, das in diesem Jahr durch die Veranstaltungen des Freiburger Forums führt. Zentral ist dem Pilger das Motiv des Weges.

Man könnte ja alles beim Alten lassen, wenn der Weg es nicht unbedingt von uns verlangte, dass wir ihn gehen, diesen immer wieder neuentdeckten Weg, er ist das psychisch Lebendige in uns.

so **Carl Gustav Jung** (Gesammelte Werke, Band 17).

Insofern sind wir hier eine Art Pilgerversammlung, die auf Spurensuche geht, was eigentlich Menschen auf den Weg bringt oder wie die Weg-Erfahrungen des Pilgers unsere Sehnsucht nach Ganzwerdung abbilden und begleiten. Wir werden die Pilgerschritte mitgehen, die der Pilger archetypischerweise vollzieht auf seinem Weg vom Aufbruch bis zum Ankommen bzw. seiner Rückkehr. Und wir werden aus Pilgergeschichten hören, am Schluss eine besonders schöne aus dem Alten Russland.

Lassen wir gleich zu Beginn einen Pilger konkret zu Wort kommen - es ist der bekannte Schweizer Entwicklungspsychologe **Hans Aebli** (er hat das Werk von **Jean Piaget** fortgesetzt), der nach seiner Emeritierung den Pilgerweg von Le Puy bis nach Santiago de Compostela (*via podensis*) 1 500 km gegangen ist, zusammen mit seiner Frau **Verena Aebli**. Auf der letzten Seite seines Pilgerbuches **Santiago, Santiago** (8. Auflage 2004) zieht er folgendes Fazit:

Wir haben den Versuch unternommen, während dreier Monate unseres Lebens anders zu leben, einfacher: mit 6 kg Gepäck, essend, was wir bekommen haben und schlafend, wo es ging. Mit der Schöpfung tiefer verbunden (vor dem Antritt unserer Pilgerwanderung hätten wir wahrscheinlich gesagt ‚naturverbunden‘), gesammelter, klarer auf das Ziel hin geordnet ... Der Terminkalender war zwar plötzlich wunderbar leer, aber die alten Interessen, die uns in alle Richtungen zerren, waren noch lange da ... Es ist dem Leser wohl nicht entgangen, wie sehr uns diese Aufgabe zu schaffen gemacht hat ... die Lebensform des Pilgers hat wahrscheinlich etwas bewirkt, gleichsam von außen nach innen. Jeden Tag früh aufstehen, aufbrechen, ein Stück weit dem Ziel entgegengehen. Sonst nichts. Keine selbstverfertigte Welt um sich häufen, ihre Mühlen einmal nicht klappern lassen. Mit der Landschaft allein sein und auch sie ständig hinter sich lassen. Versuch, den äußeren Weg auch innerlich zu gehen. Sich nicht in der Verfolgung aller möglichen Ziele verzetteln ... Nur der einen, augustinischen Sehnsucht folgen und jene Stadt suchen, in der unser unruhiges Herz seine Heimat findet – für diese Stadt könnte Santiago stehen. (S. 245)



Das unruhige Herz – das ist das Stichwort für einen Pilger. Von Augustinus ist der bekannte Satz überliefert, dass wir auf Gott hin geschaffen sind und unser Herz unruhig ist, bis es Ruhe findet in ihm. Wir sollten wir auch nicht unruhig sein, da wir auf die Grundfragen des Lebens, woher wir kommen und wohin wir gehen, ja keine letztgültigen Antworten haben. Alles, was wir wissen, ist, dass wir auf dem Weg sind, mit unruhigem Herzen ...

Als **Aebli** unterwegs war, Ende der 80-er Jahre, war das Pilgern auf dem *camino* noch überschaubarer als heute ... 1989 waren (laut ausgestellter Pilgerurkunden) gut 3 000 Menschen zu Fuß oder mit dem Fahrrad unterwegs. Bis zum Jahr 2005 hat sich die Zahl der Jakobspilger verdreissigfach und heute lassen sich jährlich mehr als 100 000 Pilger registrieren. Mehr als ein Drittel der Wallfahrer ist übrigens um die 30 Jahre alt oder jünger.

Menschen pilgern, wohin man blickt, sie erzählen und schreiben darüber und finden offene Ohren. In der Gegenwartsliteratur ist das Thema Pilgern von hoher Aktualität, angefangen von dem bekannten brasilianischen Schriftsteller **Paulo Coelho Auf dem Jakobsweg** (1993, die Beschreibung einer mythischen Initiation) bis hin zum Bestseller des Moderators und Komikers **Harpe Kerkeling**, der sich, ausgelöst durch Burnout und Hörsturz, 2001 auf den Weg machte. Sein Buch **Ich bin dann mal weg**, im Mai 2006 erschienen und inzwischen millionenfach verkauft, bescherte dem Thema Pilgern eine weitere Popularität. Offenbar finden sich gerade in der Art und Weise, wie **Kerkeling** pilgert, viele Menschen wieder – leichtfüßig, oftmals zufällig, mitunter ironisch und doch mit überraschend tiefen Momenten. Das ist das Thema: sich auf den Weg machen, einem Ziel entgegen, einer unbestimmten Sehnsucht folgend, doch das mit Dringlichkeit, immer weiter, „*Ultreia*“. „*Ultreia*“ ist ein alter Pilgergruß und bedeutet „Vorwärts, immer weiter“. Gerne grüßen und motivieren sich auch heute noch Jakobspilger mit diesem uralten Pilgergruß auf ihrem Weg nach Santiago de Compostela.

So wie in einigen Kinofilmen, z. B. „*Pilgern auf Französisch*“, wo vier zerstrittene und höchst ungleiche Geschwister sich auf dem gemeinsamen Pilgerweg nach Santiago machen und dabei einiges über sich und die anderen entdecken. Ihre verstorbene Mutter hat die Verteilung des Erbes an diese Pilgerreise geknüpft ... Oder der Film „*Dein Weg*“, der derzeit im Kino zu sehen sich lohnt.

Doch nicht nur die mittelalterlich klassische Pilgerroute nach Santiago de Compostela mit dem Wegzeichen der Jakobsmuschel ist gefragt. Gepilgert wird allerorten, auf dem Franziskusweg von Florenz über Assisi nach Rom, auf den Spuren von **Egeria**, einer frühchristlichen Pilgerin aus dem 4. Jh. im heutigen Kroatien (<http://www.egeria-project.eu/>), gepilgert wird auf dem Olafsweg nach Trondheim an der norwegischen Atlantikküste und neuerdings auf dem Lutherweg von Wittenberg nach Eisleben in 34 Stationen.

Ein riesiges Wegenetz alter Pilger Routen ist europaweit in den letzten 20 Jahren wieder entdeckt worden und unzählige Pilger sind unterwegs, einzeln und in Gruppen, nach Chartres und Vézelay, nach Einsiedeln und in die Flüeli-Ranft, zum Odilienberg oder nach La Verna und unvermindert zu den großen Marienheiligümern der Welt – aber auch zu den ganz kleinen, oft versteckt liegenden lokalen Pilgerorten mit ihrer langen Verehrungstradition. Vielleicht fallen Ihnen bei dieser Aufzählung selbst Orte ein, wo Sie einmal hin gepilgert sind oder einmal hin pilgern möchten.

Dass Menschen pilgern, ist eine uralte Tradition. Bemerkenswert jedoch, dass Pilgern heute so ‚in‘ ist, quer durch alle Schichten, Generationen, oft fernab von verfasster Kirchlichkeit. Ein tiefinnerer Antrieb muss am Werk sein, eine Notwendigkeit der Seele. Der Pilger scheint ein derzeitiger Ausdruck zu sein für eine Bewegung des kollektiven und persönlichen Unbewussten. In der Sprache der Analytischen Psychologie von **Carl Gustav Jung**: Der Archetyp des Pilgers konstelliert sich, will sagen, sein Bild, seine Gestalt, seine Erfahrung tritt ins Bewusstsein wie ein innerer Anordner, der etwas auf den Weg bringen, ein schöpferisches Potential entwickeln will, das nützt und das wir brauchen. Nun, wir werden sehen.

Pilgern – ein kurzer Blick auf die Kulturgeschichte des Pilgerns

Pilgern heißt Weg-Gehen im doppelten Sinn. Der Pilger, lateinisch *peregrinus*, ist vom Wortsinn her der Fremdling, einer, der „*per agrum*“, also von „über Land“ kommt, der das bebaute, zur Civitas gehörige Land hinter sich lässt, einer, der sich „vom Acker macht“. *Peregrinari* heißt in der Fremde sein. *Peregrinus*, der Pilger, geht in die Fremde aus einem spirituellen Motiv heraus, so wie sich bereits seit dem 4. Jahrhundert Menschen auf den beschwerlichen Weg machten ins Heilige Land oder zu den Gräbern der Apostel, um im leibhaftigem Kontakt mit ihnen zu sein und teilzuhaben am Heiligen: sei es, um ein Gelübde zu erfüllen, Vergebung ihrer Sünden, Trost, Gnade oder wunderbare Heilung zu erlangen. Was keineswegs Abenteuerlust ausschloss, Außenseitertum und das Bedürfnis, aus eigener Enge oder unliebsamen Umständen herauszukommen und etwas Besseres kennenzulernen. Doch bricht der Pilger traditionsgemäß vor allem auf, um zu bitten oder zu danken.

Das wohl älteste Pilgerziel ist über viele Jahrhunderte Jerusalem, Zentrum dreier Weltreligionen. „*Nächstes Jahr in Jerusalem*“ – so verabschiedeten sich fromme Juden in aller Welt mit dem Wunsch, nochmals zum Tempelberg und der Klagemauer zurückkehren zu können. Für die Christen ist Jerusalem der geheiligte Ort von Leben und Tod Jesu Christi,

umso mehr, als im 4. Jahrhundert der Legende nach von **Kaiserin Helena** die Kreuzesreliquien aufgefunden und verehrt wurden. Und Jerusalem ist Ort der Himmelfahrt **Mohammeds**, das Pilgerziel der Muslime 600 Jahre später. Alle drei monotheistischen Religionen mit ihrer Heiligen Stadt Jerusalem verstehen sich als Kinder des Stammvaters **Abraham**, der aus seinem Vaterhaus aufgebrochen ist „in das Land, das ich dir zeigen werde“. Dieser abrahamitische Aufbruch ins Ungewisse hat sie gemeinsam zu Weg-Religionen, Religionen des Weges gemacht d.h. sie wissen offenbar um die Gefahr, bequem sitzen zu bleiben hinter der Ofenbank oder den Palastmauern und dort einzuschlafen, den Aufbruch zu verpassen und damit am Leben vorbeizugehen.

Gepilgert wurde nicht nur Richtung Jerusalem, sondern auch zu den Apostelgräbern in Rom und ab dem 9. Jahrhundert nach Santiago de Compostela, dem Apostelgrab am Ende der damaligen Welt, Finisterre. Diese drei Pilgerorte sind die *peregrinationes maiores* neben vielen anderen Orten, wo heilige Menschen verehrt wurden, Märtyrer, Wundertäter, bedeutsame Vorbilder, Stammesheilige, die besondere Verehrung genossen und zu Identifikationsfiguren wurden für Glauben und nationale Zugehörigkeit wie z. B. Patrick für die Iren, Stephan für die Ungarn, Bruder Klaus für die Schweizer.

Pilgerorte im Mittelalter sind oft verbunden mit dem Kult der Reliquien – „kostbarer als Gold und Silber“ - basierend auf dem Bedürfnis nach einem Glauben zum Anfassen, der möglichst konkret und materiell sein sollte: eine Vorstellung, auf diese Weise teilzuhaben an der Kraft, die von einem heiligen Leben ausgeht.

Freilich ist bei so viel Ideal der Schatten nicht weit: der Reliquienkult, verbunden mit Straftheologie und dem Ablasswesen hat im späten Mittelalter allerhand Auswüchse hervorgebracht (Buß- und Strafpilger z. B.). Bei so viel „Geläuff“ (**Zwingli**) wurde die Reformation ein wichtiges Korrektiv.

Lass reisen, wer da will, bleib du daheim!

heißt es bei **Luther**, wobei bereits **Thomas von Kempen** in seiner „*Nachfolge Christi*“ lapidar vermerkt hat: „*Wer viel pilgert, wird selten heilig*“.

Sie sehen, Pilgern ist sowohl in spiritueller wie auch kulturgeschichtlicher Hinsicht ein sehr vielschichtiges und durchaus ambivalentes Phänomen. In den letzten Jahrzehnten gibt es dazu eine reiche Feldforschung mit interessanten Aspekten, nicht nur weil das Pilgerwesen in Europa ein Wirtschaftsfaktor erster Ordnung geworden war, sondern auch in Hinblick auf die Bild- und Symbolwelten mittelalterlicher Kunst, die sich entlang der Pilgerwege ausgebreitet haben.

Dabei ist Pilgern keineswegs eine christliche Besonderheit, sondern Teil aller großen Religionen. Von höchster Bedeutung ist der *Haddsch*, die für Muslime vorgeschriebene Pilgerreise nach Mekka, eine der fünf Säulen des Islam. „*Der Weg zur Kaaba ist eine Reise ins eigene Herz*“. Pilgerziel im Hinduismus ist Uttar Pradesh am Ufer des Ganges, wo sich Millionen Pilger aus dem Kreislauf der Wiedergeburten zu befreien suchen. Und für Millionen Buddhisten ist der über 6 000 m hohe



Kailash in Tibet Pilger- und Lebensziel schlechthin, Mittelpunkt der Erde, den kein Fuß je betreten hat, der vielmehr umrundet wird „das strenge Symbol des Heiligen, das in die Zeitlosigkeit führt“ (**Raimon Panikkar**).

Soweit dieser kurze Blick auf die Pilgertraditionen, innerhalb derer Millionen von Menschen auf der Welt pilgernd unterwegs sind bis heute. Die Aktualität des Pilgerns ist unübersehbar und führt zurück zum Archetyp des Pilgers, der ja unser Thema ist.

Wie sieht er überhaupt aus, der Pilger? Am häufigsten dargestellt ist er als Jakobspilger, aufgerichtet oder weit ausschreitend, eher hager, seine Augen in die Ferne gerichtet oder nach innen blickend. Erkennbar ist er vor allem an seiner Ausrüstung, dem breitrempigen Hut, dem Pilgerstab in der Hand und der Kalebasse am Gürtel, dem weiten Mantel (Pelerine genannt) für Kälte und Regen und als Zudecke in der Nacht, dem festem *Schuhwerk* „nit ganz neu“ und der Jakobsmuschel, die auf seiner Pilgertasche befestigt ist (Abbildung: Jost Amman, Hans Sachs 1568).



Viel braucht er offenbar nicht. Machen wir uns nun mit ihm auf den Weg in den drei Pilgerschritten des Aufbrechens, des Gehens und des Ankommens bzw. der Rückkehr. Möglicherweise kommen Ihnen diese Schritte bekannt vor aus eigenen Lebenszusammenhängen, aus dem, was sie auf Ihrem Lebensweg der Individuation gehört oder erfahren haben.

Der Aufbruch – oder: Die längste Reise beginnt mit dem ersten Schritt

Um aufzubrechen, bedarf es eines Impulses, eines Antriebs, eines Anlasses und dafür gibt es so viele, wie es Lebensschicksale gibt. So wie in den Märchen steht am Anfang immer eine Notlage: das kann eine Krise sein, ein durchkreuzter Lebensplan oder ein Lebensübergang, Trennung, Trauer, Krankheit. Vielleicht steht eine Lebensrückschau an oder ein Bedürfnis nach Neuorientierung, vielleicht ist da ein Traum, der zum Aufbruch ruft, raus aus einer inneren Müdigkeit, „das kann doch nicht alles gewesen sein“. Letztlich ist es immer das unruhige Herz, das aufbrechen lässt.

An dieser Stelle möchte ich die Parabel von **Franz Kafka** einflechten, die auch so heißt: „**Der Aufbruch**“ - ein Dialog zwischen einem Herrn und seinem Diener.

Ich befahl, mein Pferd aus dem Stall zu holen. Der Diener verstand mich nicht. Ich ging selbst in den Stall, sattelte mein Pferd und bestieg es. In der Ferne hörte ich eine Trompete blasen, ich fragte ihn, was das bedeutete. Er wusste nichts und hatte nichts gehört.

Beim Tore hielt er mich auf und fragte: „Wohin reitet ihr, Herr?“ „Ich weiß es nicht“, sagte ich, „nur weg von hier, immerfort weg von hier, nur so kann ich mein Ziel

erreichen“. „Du kennst also dein Ziel“, fragte er. Ja, antwortete ich, ich sagte es doch, „Weg von hier – das ist mein Ziel.“

„Du hast keinen Essvorrat mit“, sagte er. „Ich brauche keinen“, sagte ich, „die Reise ist so lang, dass ich verhungern muss, wenn ich auf dem Weg nichts bekomme. Kein Essvorrat kann mich retten. Es ist ja zum Glück eine wahrhaft ungeheure Reise.“

Ein eigenartiger Dialog zwischen dem Herrn und seinem Diener: da muss einer aufbrechen, kann seinen Entschluss aber nicht plausibel machen, die Trompete hört und versteht nur er. Er sattelt sein Pferd zum Ritt in eine unbekannte Fremde, die noch kein benennbares Ziel hat „immerfort weg von hier“ („Der Weg ist das Ziel“, fällt einem dazu ein). Auch ist der Verlauf der Reise so ungewiss, dass eine Vorsorge nicht möglich ist. Er müsste verhungern, wenn er auf dem Weg nichts zu essen bekäme. Doch er muß aufbrechen, das ist klar, der letzte Satz spricht vom Glück dieser wahrhaft ungeheuren Reise.

Ist der Beginn einer Pilgerwanderung mit dieser Geschichte vergleichbar? Doch eher nicht, heutzutage allemal, abgesichert durch Kreditkarte und Handy und vielem mehr. Dennoch: ein Aufbruch ist eine Schwellenerfahrung, verbunden mit Ungewissheit und vielleicht auch umgeben von diesem Stück Einsamkeit, wie sie uns in dieser Geschichte anweht. Das Gespräch mit dem Diener, der nichts versteht und nichts gehört hat: ist das nicht auch eine Auseinandersetzung mit einem eigenen Persönlichkeitsanteil, der sagt „man müsste doch eigentlich“ und „man kann doch nicht“, oder „was soll das überhaupt?“, Persona-Haltungen. Gründe gibt es bekanntlich immer genug, nicht aufzubrechen! Das mag für das Pilgern ähnlich gelten wie für andere Weg-Entscheidungen, auch die für einen therapeutischen Weg.

Und vergessen wir nicht: kein Aufbruch ohne Abschied. Er bedeutet ein Heraus-treten aus dem Alltag mit seinen Selbstverständlichkeiten, das eigene Bett, die vertrauten Menschen und Dinge, ein Heraustreten aus gewohnten Bezügen und Zeitabläufen, auch aus meiner Rolle, in der ich mich eingerichtet habe. Der berufliche Status mit seinen Sicherheiten z. B. verflüchtigt sich für den Pilger. Und dann: werde ich alles so wieder antreffen, wie ich es verlassen habe? Vieles muss bedacht, geregelt und zumindest auf Zeit losgelassen werden. Mit dem Packen des Rucksacks werden Prioritäten neu gesetzt. Aufbrechen heißt über eine Schwelle gehen. Manches Mal gibt es dazu den Pilgersegen.

Weg wird Weg im Gehen

Der Pilger geht, das ist es, was ihn ausmacht. Vor Augen hat er ein Ziel, das er mit den eigenen Füßen erreichen will und das ihn führt, im Unterschied zum Spaziergänger, zum Flaneur, vielleicht auch zum Wanderer. Pilgern heißt gehen, unterwegs sein, Sonne und Regen ausgesetzt, nicht wissend, was einen am Abend erwartet. Sich verlaufen und den Weg wiederfinden. Das Glück der Herberge, ein Dach über dem Kopf. Viele Pilger und Pilgerinnen berichten, wie ihnen diese Erfahrung zunehmend innere Freiheit und eine neue Präsenz beschert hat, sich selbst spüren zu können, die eigene Körperlichkeit, die Mühen und Anstrengungen ebenso wie die wohltuende Entspannung nach den Strapazen mit herzhaftem Essen und Trinken, ein ganzheitliches Abenteuer, eine nicht endende Schule des Sehens und des Gehens. Dabei verändern die Dinge ihre Wertigkeit, manches wird einfacher, immer wieder wird der Aspekt des Leerwerdens beschrieben, von manchen Vorstellungen, aber auch von Dingen, die man mit sich herumschleppt und dann bemerkt, was man alles nicht braucht (vgl. den Film „Pilgern auf Französisch“).

*Wer will, der trag sich tot,
wir reisen abgeschieden,
mit wenigem zufrieden,
wir brauchens nur zur Not*

so heißt es bei **Tersteegen**, dem pietistischen Lieddichter:

Man muss wie Pilger wandeln, frei, bloß und wahrlich leer ...

Dabei spricht er vom WIR: Zum Pilgern gehört die Erfahrung mit anderen, auch wenn jeder den eigenen Weg zu gehen hat. Pilger gehen zielsicher in die gleiche Richtung, darin sind sie sich fraglos einig, nichts muss erklärt, verhandelt, in Frage gestellt werden. Dies schafft Freiräume für Begegnungen mit Menschen, die nicht meinen, uns zu kennen ein für allemal. In dieser Offenheit entstehen Gespräche, werden neue Selbstdefinitionen möglich, was in diesem Leben noch denkbar ist, worauf es ankommt. Kreative Aufbrüche. Es gibt bewegende Berichte von Begegnungen auf den Pilgerwegen von solchen, die sich lange kennen und neu entdecken, oder solchen, die sich einmal kurz begegnet sind und nie wieder sehen werden. Doch erzählen die Geschichten auch davon, wie es auf dem Pilgerweg auch gewaltig krachen kann,- wie kann es auch anders sein - dass die, die gemeinsam aufgebrochen sind, nun essentiell ihrer Unterschiedlichkeit gewahr werden und sich damit auseinandersetzen müssen. Oder das Umgekehrte, dass sie aus einer erlebt durchlittenen Unterschiedlichkeit heraus auf dem Pilgerweg zu einer neuen Gemeinsamkeit finden. Auch scheint es dazugehören, dass einem ausgerechnet auf dem Pilgerpfad immer wieder einer begegnet, der einen besonders nervt (dummerweise trifft man den dann immer wieder, den rüpelhaften Schnarcher in der Herberge oder den unerträglichen Sprücheklopfer gerade in dem stillen Kirchlein, in dem man sich endlich ausruht).

Von solcherart Schattenarbeit und Mutproben, sich und andere auszuhalten, wissen die alten Pilgertraktate seit jeher: so ist es, das Pilgern ist wie das Leben. Auf unserem Pilgerweg - Lebensweg ist der andere Mensch Helfer, Störer, Herausforderer, Mitsuchender und Mitwissender, Gefährte, vielleicht sogar einer im glücklich stillen Einverständnis „*wenig redend, doch immer gegenwärtig*“, so die Widmung von **Hans Aebli** an seine Weggefährtin **Verena** in seinem Buch *Santiago, Santiago*.

Eine junge Frau, die in einer Pilgergruppe sehr bewusst einen Erfahrungsweg mit sich und anderen gegangen ist, hat es kürzlich so formuliert: „*Ich bin anteilig geworden*“. Damit meinte sie nicht nur, dass bereits am Abend des zweiten Tages eine jede gewusst habe, was im Rucksack der anderen zu finden ist und was nicht, es bezog sich auch auf den psychischen Rucksack, den jede trug, und daraus austeilt, was darin ist. Pilgern sei eine Chance, den eigenen Anteil sehen zu lernen: *Ich bin anteilig geworden*.

So sind die Pilger auf dem Weg. Wie lang ist er überhaupt? Von **Johann Peter Hebel**, diesem hintergründigen Alemannen, vor 250 Jahren geboren, gibt es dazu eine schöne Kalendergeschichte ***Der schlaue Pilgrim*** (1808). Der will von Paderborn geradewegs zum Heiligen Grab in Jerusalem zu laufen. Er ist schon bis zum Markgräfler Land gekommen und zu Müllheim an der Post fragt er dann: *Wie weit ist es noch nach Jerusalem? Und er bekommt die Antwort: Siebenhundert Stunden, aber auf dem Fußweg über Mauchen ist es eine Viertelstunde näher!* Der Satz steht auf einem Findling in Mauchen! Wie weit ist es noch? Augenzwinkernd wird hier



eine Abkürzung in Aussicht gestellt. Wie weit ist es noch, fragen wir seit Kindesbeinen in vielen Lebenssituationen.

Aus der Sicht des Pilgers als Archetyp würde die Antwort dahingehen, dass es nicht so sehr darauf ankommt, wann das Ziel erreicht wird als darauf, dasjenige Stück des Weges zu gehen, das jetzt gegangen werden kann; denn in jedem Schritt ist das Ziel gegenwärtig, unabhängig davon, wie weit es noch entfernt sein mag. In der Bewegung ist es wirklich, im Stehenbleiben nicht. In der Lesart eines chinesischen Weisheitsbuches **Das Geheimnis der Goldenen Blüte** heißt das so: „*Wo immer du gehst, da ist deine Heimat*“ (Kap. 8)

Ankommen , um wieder aufzubrechen

Der Pilger ist an seinem Ziel, angekommen in Jerusalem, in Santiago de Compostela, wo immer, Welch ein Augenblick. Zunächst will er nur verweilen, kosten „*ich bin da*“. Vielleicht ist er überwältigt, vielleicht auch ernüchert – bedeutsam sind jetzt das Empfangen- und Bestätigtwerden in Erlebnissen von Gemeinschaft und spiritueller Zugehörigkeit, der Stempel im Pilgerausweis, die Symbole, die er später mitnehmen kann, das Wasser aus der Quelle, ein Stein, die Jakobsmuschel. Das Ankommen ist als Sehnsucht ebenso tief im Menschen verankert wie das Aufbrechen und das Unterwegssein.

Wohin gehen wir? Immer nach Hause. (Novalis).

Gerade, weil das so ist, ist das Ankommen für den Pilger eine ebenso erhebende wie vielleicht schmerzliche Erfahrung, wenn ihm zum Bewusstsein kommt: es gibt gar keine Bleibe. Der Pilger kommt an den heiligen Ort, um ihn wieder zu verlassen.

Die vorhin zitierte Wortbedeutung vom Pilger als Fremdling, *peregrinus*, bekommt damit eine neue Dimension. Er ist zwar der, der sich aufgemacht hat in die Fremde, „über den Acker“, ein Fremder ist er jedoch schon vorher und grundsätzlich seit Adam und Eva, die im Verlangen nach Erkenntnis aus ihrem Angestammten herausgetreten sind und fortan auf dem Weg sind nach ihrer Heimat. **Paulus** hat es auf den Punkt gebracht:

Wir sind Pilger, d.h. Gäste und Fremdlinge auf Erden und haben hier keine bleibende Stätte (Hebräerbrief 13, 14).

Der Mensch ist Pilger von Anfang an und bleibt es. Diesem Gedanken geht **Detlef Lienau** nach in seinem Buch **Sich fremd gehen – warum Menschen pilgern** (2009), ein sehr treffender Titel. Er ist ein Fazit aus der Erfahrung des Autors in der Begleitung von Pilgergruppen mit all den Herausforderungen und Chancen, fremde und unbekannte Seiten zu entdecken, vor allem bei sich selbst. Vgl. dazu die Definition von **Sigmund Freud** der Psychoanalyse in einem Brief an **Lou Andreas-Salomé**:

Psychoanalyse ist die Expedition in das innere Ausland.

Rückkehr

Der Pilger geht wieder zurück, was wiederum ein Aufbruch ist, dieses Mal ein Loslassen vom äußeren Unterwegssein. Sein alter Lebenszusammenhang ist nun nach vorn geöffnet und nach der Rückkehr wird sich erweisen, ob der äußere Pilgerweg zu einem inneren Pilgerweg geworden ist, ob die Erfahrungen des Weges übersetzt werden können ins Alltägliche. „*Santiago fängt erst jetzt richtig an*“, sagt mancher, nachdem er wieder Zuhause ist. Das Wieder- Ankommen ist eine Herausforderung des Weges selbst und sicher nicht die

leichteste, zumal der Pilger nicht davon ausgehen kann, dass er von den Daheimgebliebenen in seiner inneren Erfahrung verstanden oder gestützt wird. Zudem lässt sich vieles nicht so einfach mitteilen, bleibt fremd, er ist der homecomer, der sich an die anderen wieder anschließen muss, nicht umgekehrt.

Mir ist sehr verständlich, warum so viele der heutigen Pilger ihre Erfahrungen niederschreiben müssen, umso mehr, als die Rückkehr oft rasant schnell erfolgt, nicht mehr Schritt für Schritt. Es sind notwendige Verarbeitungen, eine Fortsetzung des Weges, der sich in seiner tieferen Bedeutung für das Leben in der Regel ja erst in der Rückschau allmählich erschließt, nicht linear als Nacheinander, eher in einem Zusammenhang, spiralförmig, oft labyrinthisch. „*Ich bin zurück*“, schreibt **Ulrich Hagemeyer**, der die alte Via Francigena von Canterbury nach Rom gegangen ist, „*von jetzt an gibt es einen Bezugspunkt in meinem Leben, in den ich mich Tag für Tag hineinscheitere*“.

Ankommen im Gewohnten: Haben sich mit der Pilgerreise eigentlich die Wünsche erfüllt, die einer mit auf den Weg nahm? In dem Film „*Dein Weg*“ z.B. gesellen sich dem 60-jährigen Vater, der aus seinem gefüllten Alltag als Augenarzt heraus sich auf den *camino* begeben hat, um sich mit der schwierigen Beziehung zu seinem Sohn auseinanderzusetzen, der auf eben diesem Pilgerweg tödlich verunglückt ist, - ihm gesellen sich drei andere Pilger zu, keineswegs nur zu seiner Freude. Doch laufen sie schließlich noch zusammen bis Finisterre, wo der Vater die Asche seines Sohnes dem Meer übergibt. Die anderen stellen fest, dass keines ihrer Probleme gelöst ist, weder die Schreibblockade des Schriftstellers noch das Suchtverhalten der Hippiefrau, und das Abnehmen beim Dritten hat auch nicht geklappt. Und doch sprechen sie alle auf ihre Weise von Sinn, von etwas, das sie die Welt anders sehen lässt.

Möglicherweise findet das bewusste Ich des Pilgers nicht unbedingt die Lösung, jedenfalls nicht im vordergründigen Sinn. Aber es kann sein, dass der Weg des Pilgers auf eine Ebene führt, wo dem Selbst eine größere Wirkmacht eingeräumt wird, etwas, das mit dem eigenen Wesen experimentieren lässt und Kontakt findet zu einer größeren Kraft, die trägt. Pilgern ist eine Lebensbewegung, von außen nach innen und wieder nach außen, da, wo einer seinen Platz in der Welt hat.

Bei **Martin Buber** heißt es so:

Es gibt etwas, was man an einem einzigen Ort in der Welt finden kann. Es ist ein großer Schatz, man kann ihn die Erfüllung des Daseins nennen. Und der Ort, an dem dieser Schatz zu finden ist, das ist der Ort, wo man steht.

(Martin Buber, *Wege des Menschen*, S. 51)

Pilgern und Individuationsprozess

Wir sind dem Pilger als Archetyp über seine drei Wegetappen gefolgt: Aufbruch – Unterwegssein – Ankommen und Rückkehr. Sie bezeichnen den aus der Ethnologie bekannten Dreierschritt, um Initiationsriten („*rites des passages*“) zu beschreiben. (**Victor Turner**, und 1909 **Van Gennep**). Zugleich aber zieht sich dieser Dreierschritt durch viele Weisheitstraditionen und kennzeichnet letztlich jede Erfahrung, die die Seele auf den Weg zu sich selbst bringt (Individuation). Wenn jemand sich auf den Weg *macht* „*mit unruhigem Herzen*“ konstellierte sich dann nicht selten, z. B. in Träumen, der Archetyp des Pilgers, die Gestalt, die aufbricht, vertrauensvoll einem Ziel entgegen. Tiefenpsychologisch ausgedrückt ist das Ziel der Pilgerreise ein Symbol der Ganzheit, diese schwer erreichbare Kostbarkeit -

dahin sind wir ausgerichtet durch einen langen Prozess der Auseinandersetzung mit unserer Persona, mit unserem Schatten, mit der Öffnung für unseren *spiritus rector*, den inneren Anordner und Lenker, den Jung das Selbst nennt.

Das Selbst hat den Charakter eines erreichten Zieles, das nur allmählich und durch sehr viele Mühen auf dem Weg dahin erfahrbar geworden ist.

Diese Ausrichtung auf ein Ziel, der finale Aspekt, ist in der Jungschen Psychologie ebenso zentral wie das Motiv des Weges, der dahin führt.

Woran also wäre das Pilgern als innerer Weg zu erkennen? Dazu habe ich in Jungs Briefen einen Satz gefunden, mit dem ich schließen möchte:

Ich gehe meinen Weg und trage meine Bürde, so gut ich es vermag. Es gibt in meinem Leben keine Bürde, die ich nicht ganz und gar selber bin. Niemand soll mich tragen, solange ich auf eigenen Füßen stehen und gehen kann. Ich tue mein bestes, mir selbst gewachsen zu sein. Das kann niemand an meiner Stelle tun.

Die beiden Alten auf der Wallfahrt nach Jerusalem (Leo Tolstoi)

Zwei Alte wollten sich auf den Weg nach Jerusalem machen, um zu Gott zu beten. Der eine war Jefim, ein reicher Bauer, der trank keinen Schnaps, rauchte keinen Tabak und hatte sein Lebenslang kein grobes Schimpfwort über seine Lippen gebracht, Dorfältester war er gewesen, ein Mann von gerechtem Lebenswandel. Der andere war Jelisseej, weder reich noch arm, früher war er Zimmermann und jetzt im Alter der Bienenzüchter vom Dorf. Er trank Schnaps, schnupfte Tabak und sang gern Lieder, ein Mensch, der im Frieden mit sich und seinen Hausgenossen lebte. Er war von nicht großem Wuchs, mit einem krausen Bärtchen und wie sein Heiliger, der Prophet Elias, kahl über den ganzen Kopf.

Schon lange hatten die beiden Alten sich vorgenommen, nach Jerusalem zu pilgern. Doch Jefim war immer nicht dazu gekommen, so viele Geschäfte gab es zu erledigen, seinen Enkel verheiratet und dann musste er ein neues Bauernhaus bauen. Als die beiden Alten sich zufällig an einem Feiertag trafen, redeten sie miteinander: nun, Gvatter, sagte Jelisseej, wann werden wir unser Gelübde einlösen?

Und wirklich, schon bald machten die beiden sich auf den Weg. Jefim schritt munter aus und beging nichts Böses, doch in seiner Seele wohnte keine Leichtigkeit. Die Sorgen um die Wirtschaft gingen ihm nicht aus dem Kopf, immer musste er daran denken, was zu Hause vorgehen mochte und ob er nicht zurück und anordnen müsste, was zu tun wäre. Doch er ging weiter.

Einmal übernachteten die Alten in einem kleinen Ort, kauften sich 15 Pfund Brot und machten sich schon in der Morgendämmerung auf den Weg. So waren sie an die zehnte Werst gegangen, ruhten sich am Flüsschen aus und wechselten ihre Stiefel. Als sie so saßen, holte Jelisseej sein Tabakshorn hervor. Wie kann man von solchem Unfug nicht lassen, dachte Jefim. Doch Jelisseej wehrte mit der Hand ab: Die Sünde überkommt mich nun mal, was lässt sich da tun? Sie erhoben sich und gingen weiter, bis es heiß wurde. Jelisseej wollte haltmachen, um zu trinken, doch Jefim wollte weiter. „Du brauchst nicht auf mich zu warten“, rief Jelisseej, „ich will nur schnell in die Hütte laufen und etwas trinken, ich hole dich gleich wieder ein“. So schritt Jefim alleine weiter, während Jelisseej nach der Hütte abgog.

Als er eintrat und um Wasser bat, hörte er aus dem Halbdunkel eine schwache Stimme: „Hier gibt es niemanden, der dir Wasser holen kann, und nichts, um daraus zu schöpfen. Geh weiter, in Gottes Namen.“ Doch Jelissej begann zu fragen „habt ihr denn keinen Gesunden hier, der nach der todkranken Frau sieht?“ „Nein, wir haben niemanden, der Mann stirbt da draußen und wir hier drinnen“. Was machte er, der Jelissej? Er ging ins Dorf, kaufte Salz, Mehl und Butter, suchte das Beil, spaltete das Holz und begann den Ofen zu heizen. Das kleine Mädchen half ihm. Jelissej kochte eine Grütze und gab den Leuten zu essen ... So verbrachte er einen Tag, blieb einen zweiten und dann noch einen dritten. Immer wieder wollte er aufbrechen, doch es ging nicht, in seinen Träumen rief das Mädchen um Brot nach ihm, dem Grossväterchen, und als er erwachte, sagte er laut zu sich selber: morgen löse ich den Acker und die Ernte ein und kaufe ein Pferd und für die Kinder eine Kuh, sonst gehst du übers Meer, Christus zu suchen und in dir selbst hast du ihn verloren, man muss für die Leute hier sorgen. Und Jelissej schlief bis zum Morgen und tat, wie er geträumt hatte. Und so erwachte diese Familie zu neuem Leben und mit ihr das ganze Dorf. Eines Nachts, als alle noch schliefen, zog Jelissej die Schuhe und den Kaftan an, brach auf und machte sich auf den Weg hinter Jefim her.

Als es tagte, begann er, sein Geld zu zählen und stellte fest, dass ihm siebzehn Rubel und zwanzig Kopeken geblieben waren. Nun, dachte er, das reicht nicht, um übers Meer zu gehen, und in Christi Namen betteln zu gehen, ist wohl eine überflüssige Sünde. Gevatter Jefim wird allein dorthin kommen und für mich ein Licht anzünden. Und ich werde wahrscheinlich bis zu meinem Tode das Gelübde nicht einlösen können. Zum Glück ist der Herr gnädig, er wird auch mit mir Geduld haben. Und Jelissej erhob sich, warf seinen Sack über die Schultern und ging zurück, spielend schritt er dahin, schwenkte seinen Stab und machte siebzig Werst täglich.

Als er nach Hause kam, freuten sich alle sehr, doch Jelissej erzählte nichts, was geschehen war. Er sagte nur „Gott hat mich nicht bis dorthin gebracht. Ich habe unterwegs mein Geld verloren und bin hinter meinem Gefährten zurückgeblieben. Und so bin ich nicht hingekommen, verzeiht mir um Christi willen“. Und die Leute wunderten sich und vergaßen es dann auch. Auch Jelissej vergaß und machte sich wieder an seine Arbeit.

Und Jefim? Der hatte wohl auf seinen Freund gewartet und sich die Augen nach ihm ausgeguckt, doch Jelissej kam nicht. So ging er allein weiter und dachte, er werde ihn schon irgendwo wieder treffen. Inzwischen hatte sich ihm ein anderer Pilger zugesellt mit Kutte und Käppchen, die beiden erreichten Odessa, wo sie sich einschifften und glücklich in Jaffa ankamen. In siebzig Werst erreichten sie Jerusalem, wo ihm der Mitpilger alle heiligen Stätten zeigte und dabei immerzu von Jefim Geld lieh, denn er sagte, ihm sei sein eigenes Geld gestohlen worden. Jefim wäre den Pilger allzu gern losgeworden, denn wo immer er auch stand und betete, am Grab Adams, auf dessen Knochen das Blut Christi geflossen sein soll oder am Stein, auf dem Christus gesessen, als man ihm die Dornenkrone aufsetzte – ob er wollte oder nicht, Jefim musste immer nach seiner Geldbörse tasten. Erstens, dachte er, betrügt mich der Pilger. Wenn er mich aber nicht betrügt und man ihm das Geld tatsächlich gestohlen hat, muss ich achtgeben, dass mir nicht dasselbe passiert. Und während Jefim so stand und betete und immer geradeaus blickte, wo das Grab Jesu selber ist und wo 36 Lämpchen brennen, da sah er – oh Wunder – unter den Flämmchen ganz vorne, allen voran, einen Alten im Bauernkaftan und seine Glatze glänzte über den ganzen Kopf, ganz wie bei Jelissej. Der betete und verneigte sich dreimal. Er kann doch unmöglich vor mir hergekommen sein, dachte Jefim, auf unserem Schiff war er auch nicht, und doch, er ist's leibhaftig, Jelissej Bodrow. Jefim war hochofren, dass er seinen Freund wiederhatte, er wollte am Ausgang auf ihn warten, „ich will nur mit ihm gehen, vielleicht bringt er mich auch

so weit nach vorne“. Doch er fand ihn nirgendwo, auch wenn er in allen Herbergen nach Jelissej suchte. Jefim blieb sechs Wochen in Jerusalem und besuchte alle heiligen Stätten. Noch zweimal hatte er Jelissej von weitem gesehen, immer ganz vorne, wo er die Arme ausbreitete wie ein Geistlicher und die Glatze leuchtete über den ganzen Kopf. Doch Jefim fand ihn nicht, so sehr er auch auf ihn wartete. So machte er sich schließlich auf den Rückweg.

Jefim ging nun allein den weiten Weg zurück und war voller Sorgen, wie man ohne ihn zu Hause wohl zurechtgekommen war. Nach einiger Zeit erreichte er das Dorf, wo im vergangenen Jahr Jelissej zurückgeblieben war. Er wurde freundlich aufgenommen, und die Menschen sagten ihm: „Ein Pilger hat uns das Leben gerettet. Wir wissen es selbst nicht, war es ein Mensch oder ein Engel Gottes. Alle hatte er lieb. Um alle tat es ihm leid, aber er ging fort, ohne sich zu erkennen zu geben, so dass wir nicht wissen, für wen wir zu Gott beten sollen“. Die Leute gaben Jefim zu essen und zu trinken und brachten ihn zur Ruhe. Doch Jefim lag da und fand keinen Schlaf. Es ging ihm nicht aus dem Kopf, wie er Jelissej dreimal in Jerusalem ganz vorne gesehen hatte. „So ist er mir also zuvorgekommen“, dachte er. „Ob meine Mühe nun angenommen ist oder nicht, seine Mühe hat Gott angenommen“.

Gerade war ein Jahr verflogen, da kehrte Jefim zum Frühling heim. Sein Sohn torkelte eben heim aus der Schenke und schnell gerieten die beiden aneinander. „Du hast dich auf den Weg gemacht, alles Geld mitgenommen und jetzt verlangst du welches von mir“, sagte der Sohn und darüber wurde der Alte so wütend, dass er seinen Sohn schlug.

Schließlich kam er am Hause von Jelissej vorbei. Jefim ging nach dem Hofe durch den Flur zu den Bienenstöcken. Da sah er Jelissej stehen ohne Netz, ohne Handschuhe, im bloßen Kaftan unter der Birke. Er hatte die Arme ausgebreitet und sah nach oben und die Glatze leuchtete über den ganzen Kopf, genau so, wie er in Jerusalem vor dem Heiligen Grab gestanden hatte. Und über ihm leuchtete es wie in Jerusalem und um seinen Kopf schwirrten die goldenen Bienen und stachen ihn nicht. Jelissej war erfreut, ging seinem Gevatter entgegen und löste vorsichtig die Bienen aus seinem Barte „Hast du eine gute Reise gehabt?“ „Die Füße haben den Weg wohl gemacht und Wasser aus dem Jordan habe ich dir auch mitgebracht. Komm zu mir und hole es dir. Aber ob Gott meine Mühe angenommen hat ...“ „Nun, Gott sei Dank, der Heiland sei dir gnädig“. Jefim schwieg. „Mit den Füßen war ich da, aber ob ich mit der Seele dagewesen bin ...“ „Das ist Gottes Sache, mein Freund, das ist Gottes Sache“. Als Jefim erzählte, dass er auf dem Rückweg auch in der Hütte vorbeigekommen sei, wo Jelissej zurückgeblieben war, lenkte dieser schnell ab, „das ist Gottes Sache, mein Lieber, das ist Gottes Sache, komm ich will dir ein wenig Honig holen“. Jefim seufzte. Er erinnerte Jelissej nicht mehr an die Leute in der Hütte und daran, was er in Jerusalem gesehen hatte und er begriff, dass auf dieser Welt einem jeden sein Gelöbnis bis zum Tode zu vollbringen auferlegt ist - in Liebe und in guten Taten.